



Nr. 4.

Prag, den 14. Feber 1913.

XIV. Jahrg.

Die Steine im Jordan.

Wohl ziehn sie hinüber mit eilendem Schritt:
 Die Lade des Bundes sie eilet nicht mit.
 So lange sie steht, wo die Wasser gerauscht,
 Steht ruhig die Stömung und harret und lauscht.

Sie harret und schwellt sich und rauschte so gern;
 Doch scheut sie gewendet die Nähe des Herrn.
 Er, der durch den Jordan die Pilgrime führt.
 Er hat sie geteilet, er hat sie geführt.

Hier standen die Priester, hier ebte der Fluß:
 Drum solltet ihr hier, wo gestanden ihr Fuß,
 Aufrichten in der Mitte des Stroms ein Mal:
 Zwölf Steine, gezählet nach Israels Bahl.

Und wenn noch in fernen Jahrhunderten spät
 Ein Wandrer vorbei mit Verwunderung geht:
 Er siehet die Steine, gealtert, bemooft,
 So sei's ihm ein Denkmal zu Glauben und Trost.

Und sinken die Steine, vom Wasser verschwemmt,
 Und rauschet die Welle nicht ferner gedämmt,
 So töne das ewig lebendige Wort
 Den Enkeln die Wunder des Ewigen fort.

Albert Knapp.

In diesem Wochenabschnitte wird jene Begebenheit berichtet, die den Kindern Israels zum ewigen Vorwurf gemacht werden muß. Kaum hat Moses auf Geheiß des Ewigen sich entfernt, war das Volk, das seine Rückkehr nicht abzuwarten vermochte, ungeduldig geworden und wollte Götter haben, die es in der Wüste führen sollten.

Ahron goß ein goldenes Kalb und um dieses herum tanzten die Gottvergessenen, die noch vor kurzem der Donnerstimme des Allmächtigen am Berge Sinai zitternd gelauscht haben. Der wahrwichtige Abfall kann nur dann verständlich sein, wenn die Tatsache erwogen wird, daß mit den Kindern Israels ein Troß fremder Elemente aus Egypten herausgezogen ist. Und diese Fremden, eine ganz niedrige Klasse Menschen, hat den alten ererbten Götterkultus, dem es in Egypten gefröhnt hat, auch hier in der Wüste nicht missen wollen. Sie haben allerdings einen großen Teil der Kinder Israels mitgerissen und darin bestand das Vergehen. Nicht minder aber auch darin, daß Ahron der Bruder des großen Führers, sich verleiten ließ, daran teilzunehmen. Als jedoch Moses mit den Geseftafeln in der Hand das Unheil schon von Ferne sah, da warf er voll Zorn die Tafeln zur Erde, daß sie zerbrachen. Dann stieg er ins Lager herab und machte Ordnung. Das Volk erschraf und wurde jetzt erst dessen inne, was es verbrochen hat. Moses nahm ungehindert das Götzenbild, vernichtete es und hielt strenges Gericht. Er stellte sich ins Tor des Lagers und rief, wie es so viele Helden des jüdischen Volkes nach ihm taten: „Wer ist für den Ewigen, der trete zu mir“ und es sammelten sich um ihn die Söhne Levi's.

Und wie ein strafender Engel zog er unter die Menge, die sich des schrecklichsten Ungehorsams schuldig gemacht hat. Die Streiche, die er nun austeilen ließ, die waren tödlich. Die Stifshütte verpflanzte er aus dem Lager heraus, denn

dieses Volk war nicht mehr würdig das Heiligtum in seiner Mitte zu haben. Die Schilderung, wie Moses in die nun außerhalb des Lagers stehende Stifshütte sich begab, läßt uns die Verehrung für den strengen, jedoch weisen und gerechten Führer klar sehen. Es steht nämlich geschrieben:

Kap. 33 V. 8 „Wenn Moses hinausging nach dem Zelte, erhob sich das ganze Volk und stand, jeglicher am Eingange seines Zeltes und schauten dem Moses nach, bis er in das Zelt hineintrat.“ Es spricht aus diesen Worten eine Ehrfurcht sondergleichen. Seine Bitte aber, die er vor Gott tut und das Flehen um Vergebung für die Uebeltäter lassen uns seine Güte erkennen, denn sie ist wahrhaftig rührend, hier merkt man die grenzenlose Liebe des Mannes Moses für sein Volk. Dieses Volk, so voller Sünden es auch sein mag, es ist doch das Volk, dem er entsprossen und es gehört ihm, wie er zu ihm gehört. Und wäre er hoch bis zum Himmel ragend, er wollte in Vergessenheit herabsinken, „doch das Volk, welches du Ewiger aus Mizrajim herausgeführt, das Volk lasse nicht verderben, das lasse leben“. So und noch viel inniger sind die Gebete, welche Moses für sein Volk zu Gott dem Weltenherrscher emporsendet.

Sie geben uns einen Begriff der Liebe zu seinem Volke und einen Maßstab dafür, wie weit die Aufopferung für dasselbe sein soll. Gehe hin, mein Kind, und lese diese Worte wieder und wieder und du wirst finden, daß Moses unser Lehrer, der Moses werden konnte, der er war und ist durch die große Liebe zu seinem Stamme und zu seinem Volke. Auch in dieser Liebe ist und bleibt er unser Lehrer.

Unserer Jugend müssen wir besonders diese hohe Eigenschaft unseres Lehrers hervorheben, denn er ist durch dieselbe zugleich der Lehrer der Menschheit geworden. Seinetwegen wird das Volk geschätzt selbst von denen, die es hassen.

Denn das Volk, dem ein Moses entsprossen, mußte von Gott gesegnet sein. Und den Kindern in Israel muß es ganz besonders eingeschränkt werden. Die

Liebe zum eigenen Volke, zu seiner Religion und seiner Geschichte verleihen Kraft und Ausdauer.

Ben Jehuda.



Jüdische Sagen und Legenden.*

Von Dr. Werner, Jglau.

2. Der Widder.

Wenn im altjüdischen Schrifttum von einem Widder die Rede ist und man einfach sagt: „Der Widder“, dann ist immer nur der eine gemeint, der von Abraham statt Isaks geopfert wurde, wie es im ersten Buche der heiligen Schrift heißt: „Und Abraham hob seine Augen und sah hinter sich einen Widder der sich mit seinen Hörnern im Dickicht verwickelt hatte. Da ging Abraham hin, nahm den Widder und brachte ihn zum Opfer statt seines Sohnes.“

Es gibt gewiß noch manchen berühmten Widder, von dem die Menschen allerlei berichten, zum Beispiel den Widder, auf dem der junge, griechische Königssohn Phrixus aus Furcht vor seiner Stiefmutter, die ihm und seiner Schwester Helle nach dem Leben trachtete, über Land und Meer bis zu den Kolkhiern, am östlichen Ende des schwarzen Meeres, geritten sei. Das Fell dieses merkwürdigen Widders — man nennt das Fell auch Blies — war golden. Zu seiner Gewinnung, erzählt die griechische Sage, zogen viele griechische Helden, die Argonauten, nach Kolkhis und verrichteten dabei mannigfache Heldentaten. Auch ein bekanntes Sternbild, das nicht weniger als achtzig Sterne enthält, heißt Widder. Selbst diese zwei berühmten Namenseltern aber und noch manch andere Schafböcke, die einst bei den Menschen eine große Rolle gespielt haben, kommen an Ruhm dem Widder nicht gleich, der an Isaks Stelle sein Leben lassen mußte.

Die alten jüdischen Sagen erzählen, daß der Widder am Abend des sechsten Schöpfungstages einzig zu dem Zwecke geschaffen wurde, für Isak bereit zu sein. Er mußte auch um seine Bestimmung, die gewiß viel schöner und rühmlicher war als die anderer Widder, die nur dazu da waren, den Menschen zur Nahrung zu dienen. Deshalb lief er, als seine Zeit gekommen war, freudig auf Abraham zu, als dieser von einem Engel aufgefordert wurde, die Opferung Isaks zu unterlassen. Im letzten Augenblicke wollte noch der böse Geist, der Isak gerne geopfert gesehen hätte, den Widder hindern und verstrickte ihn mit den Hörnern im Gebüsch. Der Widder aber drängte zu Abraham hin, der ihn auch erblickte und nun feierlich statt Isaks opferte. Diese freudige Bereitwilligkeit des Widders, ein Opfer zu Ehren Gottes zu sein, wurde auch, wie die Sage erzählt, belohnt. Nicht nur, daß ferne Menschengeschlechter seiner noch gedenken. Auch in anderer Weise. Aus den Eingeweiden des Widders sollen nämlich die Saiten der Harfe gefertigt worden sein, die unser berühmtester Sänger und Held, unser großer König David, zum Preise Gottes so hold und innig ertönen ließ. Aus dem Bliese wurde der Fellüberwurf, den der Prophet Elia h um seine Lenden schlug, Elia h, der eifervolle Prophet, der die Greuelthaten Ahab's, des Königs von Israel, und seines Weibes, der sidonitischen Königstochter Isebel, mit furchtlosem

* Siehe „Jung Juda“, Heft III. vom 31. Jänner 1913. S. 40 u. 41.

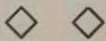
Freimut geißelte, der das Wunder der Wiedererweckung des Sohnes der armen Witwe zu Zarphath vollbrachte, die Baalspropheten am Risonbache erschlug und endlich im Wetter zum Himmel fuhr. Auf allen seinen Irrfahrten und bei allen seinen Taten war Eljah mit dem wunderbaren Widderfell umgürtet.

Auch die Hörner des Widders blieben zu hohen Zwecken aufbewahrt. Aus dem linken Horne erscholl der Ruf bei der Offenbarung auf dem Sinai. Die erzählt: „Am dritten Tage aber, als es Morgen wurde, da war Donner und Blitz und eine schwere Wolke lag auf dem Berge und gewaltiger Posaunenschall ertönte“. Das war der Posaunenschall, der aus dem linken Widderhorn so gewaltig erscholl, daß alles Volk erbebte. Noch Furchtbarer aber wird der Posaunenschall sein, der einst aus dem

rechten Widderhorn ertönen soll. Nach der Ueberlieferung unserer Alten wird am Ende der Tage Schofarruf erdröhnen, der die Herzen aller Menschen erschüttern wird; denn siehe, es ist der Tag des Gerichtes, den er kündigt. Das rechte Widderhorn aber wird als Schofar des Gerichtes dienen.

Zur Erinnerung an die Opferung wird noch heute in den Tempeln Schofar geblasen. Ihr kennet wohl alle die Töne, die so merkwürdig klingen und aller Herzen erschüttern. Unsere Ahnen benützten die Widderhörner gerne als Heerhörner, die von den Höhen herab die Kunde ins Tal brüllten, daß es gelte, das teure Vaterland gegen den Feind zu schützen.

So wurde der Widder bei unserem Volke berühmt und so bleibt er unvergessen bis ans Ende der Tage.



Geistesgegenwart.

Eine wahre Geschichte erzählt von Ida B. A.

Don saß immer still und emsig an seiner Arbeit. Er war der fleißigste Lehrling in der geräumigen Schneiderwerkstätte und niemand verwunderte sich darüber. War er doch taubstumm und konnte sich nur durch Zeichen verständigen. Die Nachbarn behaupteten, er hätte als kleines Kind gehört, aber in der Umgebung seiner taubstummen Eltern wäre er niemals auf Geräusche aufmerksam gemacht worden und habe dadurch sein Ohr niemals brauchen gelernt. Sein Vater, ein fleißiger Bürstenbinder, Sohn eines hochbegabten Lehrers, hatte ihm das Lesen, Schreiben und Rechnen nach eigener Methode beigebracht, erweckte in ihn die Liebe zur Natur und ließ ihn immer freundlich gewähren. Die Mutter tat stets, was ihr Mann wollte und so lebten die drei ruhig dahin, kärglich aber zufrieden. Don hatte eine seltsame Gewohnheit: Er guckte in einsamer Nacht mit Vorliebe zu den Sternen empor.

Wenn sie am Abend recht blinkten und die Mutter ihn darauf aufmerksam machte, schüttelte er abwehrend den Kopf und gab ihr zu verstehen, daß diese Zeit noch nicht die geeignetste sei. Er suchte sein Lager auf, schlief ruhig bis nach Mitternacht, dann stand er auf; geräuschlos huschte er im Sommer in den Garten, im Winter auf die Straße hinaus. Dort saß oder stand er wohl eine Viertelstunde, betrachtete liebevoll bald diesen, bald jenen Stern, nickte ihnen zu und schlüpfte wieder ins Bett. Die Eltern hatten ihn anfangs zu wehren gesucht, gaben seiner Bitte aber bald nach und fanden allmählich nichts mehr dabei. Aber in der Schneiderwerkstätte, die er seit mehreren Wochen besuchte, neckte man ihn damit und machte ihn oft ärgerlich, so daß Meister Hirsch wiederholt einschreiten mußte. Dies ließ dem Knaben verschüchtert werden und jede Berührung mit den andern womöglich meiden. Er

war aufmerksam und achtete auf alles. Er wußte fast immer, wovon gesprochen wurde, sah über seine Arbeit hinweg auf die Lippen eines Sprechers und überraschte manchmal durch eine unwillkürliche Bewegung, die verriet, daß er genau unterrichtet sei. Eines Tages kamen zwei scheinbar vornehme Herren zu Meister Hirsch.

Sie bestellten sehr feine Anzüge und äußerten den Wunsch, die Merkwürdigkeiten der Judengasse kennen zu lernen. Der Schneider winkte Don heran und wies ihn gegen des Tempeldieners Häuschen. Der Knabe verstand ihn sofort. Er verbeugte sich leicht und wartete in höflicher Haltung, bis die Fremden sich empfohlen hatten. Sie schlugen direkt den Weg zum Gotteshaus ein, während Don davonlief, um den alten Tempeldiener herbeizuholen. Dieser, ein ehrsamter Friseur, war eben an der Arbeit und konnte sich unmöglich entfernen.

Er übergab dem Boten die Schlüssel und sagte, daß er womöglich bald nachkommen würde. Don wollte selbst das große Tor aufsperrn, aber einer der wartenden Herren nahm ihm hastig die Schlüssel aus der Hand, betrachtete sie rasch aber genau, öffnete und ließ sie dann in die Taschen gleiten, wo er mit ihnen zu spielen schien. Er und sein Begleiter durchmaßten langsam den ganzen Raum, alles ringsum flüchtig betrachtend. Don fiel es auf, daß ihr Auge prüfend auf den verschiedenen Armenkassen ruhte. Er sah forschend auf die Lippen der Männer, verstand jedoch nichts, da sie sich einer fremden Sprache bedienten. Einer wandte sich ihm jetzt zu und sagte langsam:

„Kommt der Tempeldiener? Sieh doch, ob er geht.“ Don war im Nu zurück. Der Fremde war in die Vorhalle getreten und begann eine Unterhaltung mit ihm, fragte ihn unter anderm, wer hier Nachwächter sei, ob man noch, wie in vielen Kleinstädten, jede Stunde durch Pfeifen ankündige, wann zu Abend gebetet werde und wann am Morgen.

Eben als der Tempeldiener in Sicht war, verließen die Fremden die Synagoge, und gleich darauf die Judengasse. Don betrachtete die Silbermünze, die er erhalten hatte und blickte ihnen gedankenvoll nach.

Er übergab dem alten Friseur das Geldstück und ging nachdenklich dem Elternhause zu. Die Uhr zeigte bereits sechs. Vor der Tür stand ein Wagen. Großvater war wieder einmal da. Don vergaß in seiner lieben Gesellschaft bald die Fremden und seine Absicht, dem Vater ihr Gehaben zu schildern. Er war etwas später als sonst zu Bette gegangen, erwachte jedoch wie gewöhnlich nach Mitternacht, warf einen Blick auf den Himmel und glitt einige Minuten später ins Freie, noch vorsichtiger als sonst, damit Großvater im Gartenzimmer nicht gestört werde.

Die Judengasse war ganz dunkel und öde. Don suchte den großen Wagen am Himmel genau über der Synagoge. Und nun fielen ihm auch die Männer ein. Es war ihm, als ob er jetzt einen Lichtschein aus dem Innern des Tempels aufleuchten sehe. Rasch trat er näher. Das Gotteshaus lag dunkel vor ihm, nur die ewige Licht brannte. Aber da war der Lichtschein wieder. Wie ein Blitz zuckte er auf. Don erschraf heftig. Er überlegte einen Augenblick, ob er jemand wecken solle, bedachte aber, daß er schon wiederholt in einsamer Nacht von seiner Einbildungskraft getäuscht worden war. Er wollte erst Gewißheit haben.

Behend wie ein Rätzchen kletterte er an der Rinne empor und schwang sich geschickt aufs Fenster Sims. Gerade in dem Augenblick, als er das Gesicht an die Scheiben preßte, wurde es hell vor ihm. Er sah die Schatten zweier Männer, die zweifellos vor einer Büchse standen. Dann wurde es wieder dunkel. „Ich wecke den Vater“, dachte Don, „rasch, er ruft den Tempeldiener und den Polizeimann.“ Schnell wollte er hinunterspringen, da fiel ihm ein, daß die Diebe

vielleicht inzwischen das Weite suchen, vielleicht bewaffnet und einige Personen leicht verlegen könnten. Er dachte an seinen Vater und wurde totenbleich. Den durfte er solch einer Gefahr nicht aussetzen. „Aber vielleicht irre ich mich doch. Wenn jemand auf der andern Seite des Tempels mit Licht vorbeiläuft, kann es mir scheinen, als ob es aus der Synagoge käme. Die Schatten? Und wenn sie bloß von Mänteln herrührten, kurz, ich traue mir nicht. Soll ich mich wieder von Mütterchen verspotten lassen?“ Damit tastete er nach dem nächsten Vorsprung, setzte den Fuß vorsichtig darauf und kletterte wieder hinan. Nun hatte er das Dach erklimmt, hier war das Bodensfenster. Es stand, wie gewöhnlich, um diese Jahreszeit offen. Furcht kannte Don nicht. Dazu war er schon oft genug in jedem Winkel des Gotteshauses gewesen, das erst vor kurzem gründlich hergerichtet worden war. Ein Satz und er war auf dem Boden. Vorsichtig tastete er sich bis zur Treppe. Sie führte vorerst in den Ankleideraum. Don durchmaß ihn und schickte sich an, die Türe zur Frauengallerie zu öffnen. Da, nein es war jetzt unmöglich Täuschung, war der Lichtschein wieder. Das Schlüsselloch verriet ihn. Don hatte die Hand auf der Klinke, ließ sie beklommen sinken. Er wagte nicht, sich zu rühren. Wenn er nur etwas hätte sehen können. Nein, die Türe durfte er nicht berühren. Hochklopfenden Herzens stand er da. Bald tiefe Dunkelheit, die immer wieder von diesem grellen Licht unterbrochen wurde. Plötzlich preßte der Knabe die Hände vor die Brust. Gleich darauf hatte er den mächtigen Schofar hervorgeholt und alle Kraft zusammennehmend, blies er hinein.

Ein kurzer, schriller, klagender Laut drang hervor. Und wieder einer, dem andere folgten. Die stille Nacht trug sie an das Ohr des schlaftrunkenen Wächters, der in einer Türnische hockte, daß er erschreckt emportaumelte, sie trug sie durch die offenen Fenster in die

Häuser der Schläfer, daß sie erwachten und aufhorchten, sie trug sie aber auch zu den beiden Männern im Tempelschiff hinab. Schaurig warf der leere Raum jeden Ton unheimlich verstärkt zurück. Die Diebe standen wie erstarrt.

Bald aber hatten sie ihre Geistesgegenwart wieder so weit zurück, daß sie ihre Gefahr erkennend, schleunigst die Flucht ergriffen. Der entsetzliche Schofarton begleitete sie bis ans Ende der Gasse, die ins Freie mündete, wo sie in rasender Flucht davonjagten. Ueberall hatten sich Fenster geöffnet. Leute traten vor ihr Haus, man lief zur Synagoge, in der es nun ganz still geworden war. Der alte Tempeldiener kam atemlos heran. Jemand brachte eine Laterne und nahm die Schlüssel aus der zitternden Hand. „Sehet, das Tor ist bloß angelehnt“, rief er. „Entweder ist ein Wahnsinniger hier eingedrungen oder ein Lump treibt mit uns sein Spiel“, sagte der Rabbiner und betrat als erster das Gotteshaus. „Das Licht her!“ rief er und schlug die Hände zusammen. Ein offenes Kästchen, das über die Hälfte mit Geldmünzen gefüllt war, stand auf dem Fußboden. Einige Schlüssel lagen dabei. Auf der nächsten Bank befanden sich zwei seidengefütterte Neberröcke. Ein Murren ging durch die Menge, die bereits aus Männern, Frauen und sogar einigen Kindern bestand. Was ist da vorgegangen? Die Rassen sind gesprengt. Und wer hat vor allem Schofar geblasen? Der Mensch oder doch wenigstens der Schofer muß doch hier sein. Wer hat ihn verwahrt?

„Ich, Herr Rabbiner“, stammelte der Tempeldiener mit bleichen Lippen. „Dann gehen wir hinauf.“ „Bloß vier Herren begleiten den Herrn Doktor“, gebot der Vorsteher und vertrat den Leuten den Weg. „Ist Don hier?“ „Don?“ Alles sah forschend ringsum. Nein, Don war nicht hier. „Der hochgewachsene Mann mit dem grauen Vollbart schob sein Augenglas nervös zu recht. Don ist nicht im Garten und nicht vor dem Hause und fehlt hier

doch niemals des Nachts“, sagte er unruhig. Der Vorsteher trat höflich zur Seite: „Sie wollen auch hinauf, Herr Lehrer?“ Der antwortete nicht. Mit wenigen Sätzen hatte er die oberste Stufe erreicht, die anderen überholend. Jetzt öffnete er die Türe: „Don! Um Himmelswillen!“ Der Knabe lag bewusstlos auf einem Stoß von Teppichen, der Schofar neben ihm. Er erholte sich unter den Bemühungen der Herbeigeeilten bald und wurde in seine Wohnung getragen. Er war sehr blaß aber eigentümlich freudig erregt. Bald wußte man es in der ganzen Gasse: Don hatte die Schofartöne selbst gehört! Er behauptete es immer wieder und lächelte selig dabei, während er Großvaters Rechte mit seiner streichelte und mit der Linken nach Mund und Ohren wies. Und bald wußte man die ganze Geschichte.

Ein Einbruch war verübt, die Armenkassen waren geleert worden und durch Dons Heldennut hatten die Diebe ihre Beute fahren lassen. Und noch mehr: In ihren Ueberröcken staken zwei goldgefüllte Börsen. Noch ehe der Morgen graute, wußte es die ganze Stadt. Er fand Dons Großvater an dem Lager des schlafenden Knaben, dessen Wangen hoch geröthet waren. Seine Eltern allein

ahnten noch nichts. Sie wähten die beiden schlafend. Don erwachte, sah mit großen verwunderten Augen auf und schien sich allmählich zu erinnern. Der Großvater nickte ihm zu, beschäftigte sich einen Augenblick am oberen Bettende seines Enkels und setzte sich wieder zu diesem.

Don wies auf die strahlende Sonne hinaus, machte Zeichen mit den Fingern und fuhr mit einem Ruck auf. Ein gespannter Ausdruck belebte die Mienen seines Gesichtes, er sah seinen Großvater forschend, überrascht an. Dieser riß den Knaben an sich und drückte ihn im Uebermaß der Freude an seine Brust. „Gütiger Gott, er hört, er hört!“ Die Beckuhr hatte abgeläutet. Don sah sie nun auch und wünschte, daß sie nochmals beginne. Er liebte sie, drückte sie an sein Ohr und wollte sie immer wieder hören. Und Don hörte bald nicht nur starke Töne, er unterschied auch bald schwächere Geräusche und lernte unter Anleitung seines guten Großvaters das Gehör gebrauchen, das bloß verkümmert gewesen war. Die Leute aber sagten, Gott habe dem taubstummen Knaben für seine Unerfrodenheit gelohnt, ihm Gehör und Sprache gegeben.



Das Dreigespann.

Erzählung von Josef Hart.

Mit lautem Getöse fiel plötzlich sein Reißzeug auf den Boden und die beiden Lineale polterten ebenso rasch nach. Der Lärm, den diese seine Hilfswerkzeuge verursachten, und die scheltende Stimme des Professors, weckten Mar aus seinen Träumen.

„Frei, Sie haben's nachgerade am nötigsten, sich der größten Aufmerksamkeit zu befeßen. Statt dessen treiben Sie Allotria und stören die andern. Ich habe es nachgerade satt, Sie zu warnen!“

Der Tyrann wird schöne Dinge über

mich hören, dachte Mar, während er die Ursachen der Störung vom Boden auslas, und seufzte aus tiefster Brust.—

Als die Stunde zuende war, wurde Mar von zwei Kameraden bestürmt:

„Frei, willst du und dein Bruder mittun? Wir machen einen Umweg und rodeln dann vom Ludwigshügel ins Tal; es ist ganz ungefährlich, wenn Otto Bacher steuert.“

Sekundenlang bligte es in den Augen des Angesprochenen wagemutig auf: gleich darauf besann er sich und wehrte ab:

„Daraus wird nichts, Jüngens! Da wendet euch an andere. Wir haben jetzt einen Haustyrannen gekriegt. . .“

„O, weh“, ging es im Nu durch die ganze Klasse „Die Freibuben haben ein Aufsichtsorgan zuhaus.“ Und der langbeinige Schermer, der immer ein Uebrigetun mußte, johlte überlaut: „Welch plötzlicher Umsturz! Hört! Der Frei ist unfrei geworden!“

„Ihr habt gut lachen!“ brummte Max, während er ohne Begeisterung die Bücher für die nächste Stunde zusammenfuchte. . .

Ein Uhr schlug es vom Glockenturm, als sich die Türen aller Klassenzimmer wie mit einem Schlage öffneten und die Schar der Schüler sich über die Korridore ergoß. Vor der Sekunda wartete Moritz auf den Bruder:

„Nun, hast du was ausgeheckt?“

Max zuckte die Achseln. „Ich hab' schon verschiedene Ideen, weißt du; aber es ist halt sehr schwer die richtige zu finden“.

Das sah denn auch der Jüngere ein und nickte tiefsinnig. „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Max, so bin ich mir nicht ganz darüber klar, vor wem ich eigentlich mehr Respekt habe, ob vor unserem Regierungsrat oder dem Herrn Ferdinand Falk, Kandidaten der Philosophie. . .“

„Moritz, Moritz, so schlecht steht es schon mit dir? Respekt, nein, den können wir absolut nicht brauchen, Moritz, den mußt du dir schleunigst abgewöhnen“.

„Zeig mir, wie man's macht!“ begehrte Moritz auf. Aber da waren Sie schon beim Tor und Max mußte die Antwort schuldig bleiben, weil ihnen mit seinen mächtigen Schritten Herr Falk entgegenkam.

Jedes von den Brüdern bekam wieder einen festen Händedruck, dann schritt der Erzieher zwischen den beiden Zöglingen rüstig aus, bis sie die Chaussee erreicht haben. Dann sog er in einem langen Atemzuge die frische Winterluft ein und brach das Schweigen;

„Jetzt wollen wir einer den andern von unserem Vormittag erzählen. Dem Alter nach; und zwar fängt der Jüngste an. Also Moritz beginnt. Was hast du in den fünf langen Vormittagsstunden getrieben?“

Zuerst flog ein hilfloser Blick von dem Jüngeren zu den Großen; als ihm drüben nur ein brüderliches Stirnrunzeln begegnete, fand sich Moritz in das Unvermeidliche und fing an, herunterzuhäpeln:

„Die erste Stunde war Latein, da bin ich nicht drangekommen; die zweite Stunde war Naturgeschichte, aber Prof. Lang prüft überhaupt nie, weil er immer seinen Katalog vergißt; in der dritten und vierten Stunde hatten wir Zeichnen, aber der Schuldiener hat den Zeichenaal schlecht geheizt, und so wurde die letzte halbe Stunde geturnt, damit uns warm wird. Zuletzt war böhmische Schularbeit, sehr leicht. In Böhmisch geht es überhaupt sehr gemütlich zu; es ist doch unobligater Gegenstand.“

Herr Falk hatte keine Erwiderung, als nun Moritz geendet hatte. Er pfiß nur leise durch die Zähne und wandte das Haupt mit einer stummen Aufforderung nach der Seite, wo Max mit grimmen Gesicht einherging.

Max ärgerte sich über den Bericht des Bruders, der genau so furchtsam und gefügig geklungen hatte, als würde ihn der Direktor selbst ausgefragt haben. Da sollte der Haustyrann jetzt was anderes zu hören bekommen:

„Wir in der Quarta haben uns heute ausgezeichnet unterhalten. Wir amüsieren uns überhaupt immer sehr gut. Da ist zum Beispiel der Geometrieprofessor; der kann nachgerade niemals ergründen, warum man seine Lehrmethode nachgerade nicht begreifen kann, warum man nachgerade ungerade Striche macht, wenn man nachgerade gerade Striche ziehen sollte. . .“

An dieser Stelle konnte Moritz trotz seines Respektgefühles das Lachen über des Bruders Erzählung nicht unterdrücken;

er verstummte aber sofort, als ihn ein erstaunter Blick des Erziehers traf, der sonst keinen Versuch unternahm, Max zu unterbrechen. Dieser dadurch kühner geworden, fuhr unbeirrt fort:

„Oder Professor Bauer, den wir in der zweiten Stunde hatten, das ist nämlich auch so ein Original; nur trant man sich nicht so sehr an ihn heran, weil er der Intimus vom Regierungsrat ist und ihm alles zuträgt. Dafür ist der Naturgeschichtsprofessor, von dem Moritz vorher sprach, wirklich zu bedauern. Was der aussteht! Also er ist furchtbar kurz-sichtig und vergeßlich. Und heute . . . also heute . . .“ Max kämpfte jetzt selber mit dem Lachen.

„Was hattet ihr in der letzten Stunde?“ tönte schroff und unberührt die Stimme des Erziehers zu ihm hinüber, so daß er unwillkürlich zusammenzuckte und wieder ernst war.

„In der letzten Stunde?“ wiederholte er verlegen, weil er sich ungern vor dem jüngeren Bruder zurechtweisen ließ. Im nächsten Moment hatte er aber wiederum sein seelisches Gleichgewicht erlangt.

„Die letzte Stunde war Religionslehre; diesmal Hebräisch. Also biblische Geschichte geht ja noch an, ist ja manchmal sogar ganz interessant. Aber diese fremde, unverständliche Sprache! Und wenn sich der alte Herr am Ratheder noch so sehr anstrengt, uns einzudrillen, wann Ende-Mun und wann . . .“

Weiter kam der junge Held nicht. Denn eine mächtige Hand hatte seine Schulter gepackt und hielt sie wie in eiserner Klammer.

„Jetzt wirst du gefälligt still sein, mein lieber Junge“, Herr Falks Stimme klang unglaublich ruhig, aber seine Hand ließ nicht locker. „Ich will nämlich, bevor wir nachhause kommen, auch noch ein Wörtchen reden; das kann man mir schließlich nicht verargen, nicht wahr?“

Er holte wieder mit einem langen Zuge Atem und gab die Schulter seines Zögling frei.

„Ich komme aus der wissenschaftlichen Bibliothek“, die schroffe Stimme bekam nach und nach einen warmen Ton. „Ein Saal an dem andern mit dunkelgetäfelten Wänden und überall Schränke, Schränke darin Bücher, Bücher und Bücher. Der Bibliothekar, ein grauer, freundlicher Herr ging mir an die Hand, erkundigte sich nach meinem Geschmack und empfahl mir einzelne Werke, kletterte wohl auch selbst die Leitern empor und holte mir einige seltene Exemplare herunter. Und als wir stundenlang die Bücherei durchgegangen waren, als wir Jahrhunderte in Druck und Schrift, auf Papier und Pergament an uns hatten vorbeiwandern lassen, wißt Ihr, wo wir zum Schluß landeten, er der alte, arische Professor und ich der unfertige junge Jude? Als die Mittagssonne durch das Fenster kam, fand sie uns beide tief gebeugt über einem kleinen, vergilbten Buche und wir lasen zum so und sovielten Male begeistert und bewundernd die Verse Ibn ben Sabirols, in einem tadellosen, herrlichen Hebräisch . . .“

Max und Moritz sahen einander an, es sah aus, als hätte Herr Falk ihre Gegenwart ganz und gar vergessen. . . .

IV.

„Moritz, was soll das werden?“ klagte Max einige Tage später, als beide morgens vor den Waschtischen standen und die kalten Tropfen an ihnen herunterrieselten. „Man wird ja gar nicht mehr reden dürfen, wie einem der Schnabel gewachsen ist! Man hat jetzt fast mehr Disziplin zuhause, als in der Schule. . .“

„Wahrhaftig, mir wäre es lieber, wenn er schelten würde, wie der Regierungsrat; aber nein, er sagt nichts und schaut mich bloß an und ich hätte die größte Lust, mich in ein Mauseloch zu verkriechen.“

„Ach was, du; du treibst es gar zu arg!“

„Max, alter Max, tu doch nicht so! Wo bleibst du mit deinen Ausrottungs-ideen?“

Für diese Anspielung bekam dann Moritz auch sofort eine neue Ladung kalten Wassers auf den Rücken, und im nächsten Augenblick tobte in dem Schlafzimmer eine regelrechte Wasserschlacht, bis der jammernde Bass der alten Fridoline, die im Nebenzimmer die verdächtigen Begleitgeräusche vernommen hatte, Einhalt gebot. —

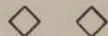
Bevor sich die Familie zum Frühstück versammelte, hatte immer das Dreigespann das Wohnzimmer ganz für sich. Max präsierte heute mit einer sehr selbstbewußten Miene in Vaters Lehnstuhl, während sich Moritz und Susse einträchtig in den großen Schaukelstuhl geteilt hatten.

„Susse, sag' einmal ganz aufrichtig, was hältst du von Herrn Ferdinand Falk?“ begann Max sein Verhör, denn zu seinem neuesten Kriegsplan war Susse's Teilnahme unbedingt notwendig.

Aber die Antwort, die er bekam, war gar nicht darnach angetan, sein Selbstbewußtsein sonderlich zu befestigen. Susse richtete ihre großen Augen auf den Bruder und sagte mit dem harmlosesten Gesicht der Welt:

„Ja, gefällt er dir noch immer nicht? Wir finden ihn doch alle riesig nett, Papa und Onkel und ich und Trude und Fridoline, selbst Moritz hat . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Weshalb frieren wir?

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

Draußen ist's kalt, im Zimmer nicht minder. Noch ist der Ofen nicht warm, strömt keine Wärme aus. Ich friere tüchtig. Nun wird ordentlich nachgefeuert, daß lustig knisternd die lodernde Flamme prasselt. Der Ofen brennt jetzt sogar zu stark, denn als ich nach einiger Abwesenheit das Zimmer wieder betrete, ist es drückend heiß — das Thermometer zeigt 25° C.

Weshalb war mir vorhin kalt, und weshalb jetzt so heiß? Die Antwort scheint leicht. Es war doch kalt im Zimmer, da war ich kalt geworden; und als es heiß wurde, da wurde ich warm. Und doch ist das nicht richtig. Denn wenn ich mich mit dem Thermometer gemessen hätte, würde ich gefunden haben, daß meine Körpertemperatur in beiden Fällen dieselbe war, etwa 37° C. Gestern maß ich mit dem Thermometer einen Fieberkranken, der vor Frost zähneklappernd in seinem Bette lag und klagte, daß er nicht warm werden könne. Aber seine Körpertemperatur betrug 40°, also sogar 3° über der normalen. Früher maß ich einmal einen Mann, dem schrecklich heiß

war, weil er sehr viel Wein getrunken hatte; seine Temperatur war nur 36°. Was sind das für Widersprüche?

In anschaulicher Weise macht dies Dr. Herrmann Decker klar in seinem Buche „Lebensrätsel“, dem wir in dieser Schilderung hauptsächlich folgen. Beobachten wir einen Menschen bei kühlem Wetter in der Badeanstalt oder im Freien, wenn er längere Zeit entkleidet umhergeht. Seine Haut wird blaß, eine „Gänsehaut“ ist besonders an den Armen zu sehen, er fängt an zu schauern und zu zittern. Schließlich klappern die Zähne, er kauert sich zusammen. Rasch zieht er warme Kleider an, macht schnelle Bewegungen, vielleicht trinkt er auch eine Tasse heißen Tee und ist mit großen Hunger.

Weshalb zittert er? Jedes unserer Organe bildet Wärme, sobald es tätig ist und Arbeit leistet. Die Muskeln mit ihrer Arbeit sind die Hauptquelle unserer Körperwärme, da sie fast die Hälfte des Körpers bilden. Beim frierenden Menschen beeilen sich nun die Muskeln, rasch Wärme zu liefern, indem sie schnelle

Bewegungen machen: sie zittern. Aus demselben Grunde stellt sich ein allgemeiner Drang zur Bewegung ein, man läuft, um warm zu werden.

Warum wird beim Frieren die Haut blaß? Wenn ich mein Zimmer wärmen will, so schließe ich sämtliche Fenster und Türen, damit die warme Luft nicht ins Freie entweicht. Der Körper machts ebenso. Kommt das Blut, das durch die äußere Haut strömt, mit der kalten Außenluft in enge Berührung, so wird es abgekühlt. Daher schließt der Körper in der Kälte diese Abzugsquelle so viel wie möglich. Die Hautgefäße werden eng zusammengezogen: die Haut wird blaß. Die Hautmuskeln ziehen die Haut selbst noch mehr zusammen, so daß die kleinen Härchen zu Berge stehen und die Talgdrüsen sich vorbuckeln: das ist die „Gänsehaut“. Freilich gibt auch jetzt noch der Mensch Wärme ab, um so mehr, je größer seine Oberfläche ist, und instinktiv verkleinert er seine Körperoberfläche, indem er sich zusammenkauert, wie wir es immer tun, wenn wir am Winterabend ins kalte Bett steigen.

Sobald unsere Hautgefäße sich verengen, fühlen wir uns kalt. Dabei ist es ganz gleich, ob es draußen kalt ist oder nicht. Bleichsüchtige junge Mädchen frieren auch am warmen Ofen, weil die Verbrennungen in ihrem Körper nicht so lebhaft sind, eine Wärmeabgabe zu gestatten. Sie fühlen sich aber bald warm, wenn ihre Hautgefäße sich erweitern und ihr Gesicht von einem rosigen Hauch übergoßen wird als Folge von — einem

Gläse Wein. Aber der Wein täuscht. Er hat sie nicht gewärmt, d. h. ihre Körpertemperatur erhöht, er hat nur die Hautgefäße erweitert, die Schleusen aufgezogen. Das ist nämlich eine eigentümliche Eigenschaft des Alkohols, daß er in die Regulierung der Blutversorgung störend eingreift. Und so verlieren die blassen Mädchen trotz ihrer niedrigen Körpertemperatur noch Wärme.

In jedem Winter liest man in der Zeitung, daß Leute nach reichlichen Alkoholgenuß erfroren aufgefunden wurden. Dabei ist es nicht einmal gerade nötig, daß die Temperatur unter dem Nullpunkt liegt. „Erfroren“, d. h. zu Eis gefroren, ist ja auch nicht der richtige Ausdruck. Erfroren ist der Wanderer nicht, sondern durch allzu große Abkühlung gestorben, weil durch den Alkoholgenuß seine Hautgefäße erweitert, die Wärmeregulatoren leichtsinnig geöffnet wurden. Seine Körpertemperatur braucht nur unter 27° herunterzugehen, dann war schon jede Möglichkeit der Rückkehr zum Leben ausgeschlossen, die Lebensfähigkeit der Körperzellen war erloschen. Hätte nicht Alkohol und Schlaf den Mann unempfindlich gegen die Abkühlung gemacht, dann hätte er gefroren, wäre aufgewacht, weitermaschiert, und wäre nicht erfroren. Denn Frieren ist ein Warnungssignal der Natur, welches für den Körper bedeutet: Schließe alle Wärmeregulatoren, verenge die Hautgefäße, bewege die Muskeln, schüre durch tiefes Atmen den Leibesofen kräftig an.



In's „Land der Väter“.

Erzählt von J. Bronner, Wien.
(Fortsetzung.)

Früchte wie Kindsköpfe so groß, alle goldgelb in dunklem Laub, Zweig an Zweig. Für ein Mettulk — das sind etwa 10 Heller — kann man, wenn Ernte

ist, 12—18 Stück kaufen! Auch viele andere Bäume wachsen da: Dattelpalmen, Feigenbäume und viele Weinstöcke. Die einzelnen Feldstücke sind von den dicken

*) Aus einem Vortrage mit Lichtbildern für die jüdische Schuljugend Wiens.

Kaktuspflanzen umzäumt, die man bei uns in Blumentöpfen zieht. Ja, es ist eine recht schöne Gegend! Da, wo wir jetzt fahren, ist die Ebene Saron. Im Frühjahr, wenn bei uns hier die Saaten erst zu wachsen beginnen, wogt es hier von Getreidefeldern. Und doch ist die Saronebene heute längst nicht mehr so fruchtbar, wie sie es einst gewesen ist, als noch die Juden da wohnten. Einst war Saron die Trift der Schafe, der Lagerplatz der Rinder. Die Leute vom Stamme Dan und vom halben Stamm Manasse wohnten auf ihr. Aus ihren Hürden gingen die besten Tiere nach Jerusalem, um auf dem Altar des Tempels ihr Leben zu lassen zur Ehre des Gottes der Heerschaaren. Besonders schön waren die Züge vor den „3 Wanderfesten“, zu denen wie ihr ja wißt, Pessach, Schornuans und Suckaus gezählt wird. Da zogen die feinsten Rinder in langen Zügen. Das schönste aller Tiere hatte die Hörner vergoldet und schritt dem Zuge voraus. Auf den Köpfen der Leute, die den Zug begleiteten, glänzten die goldenen und silbernen Körbe, in denen sie die „Bikurim“, die Erstlinge von Garten und Feld, trugen.

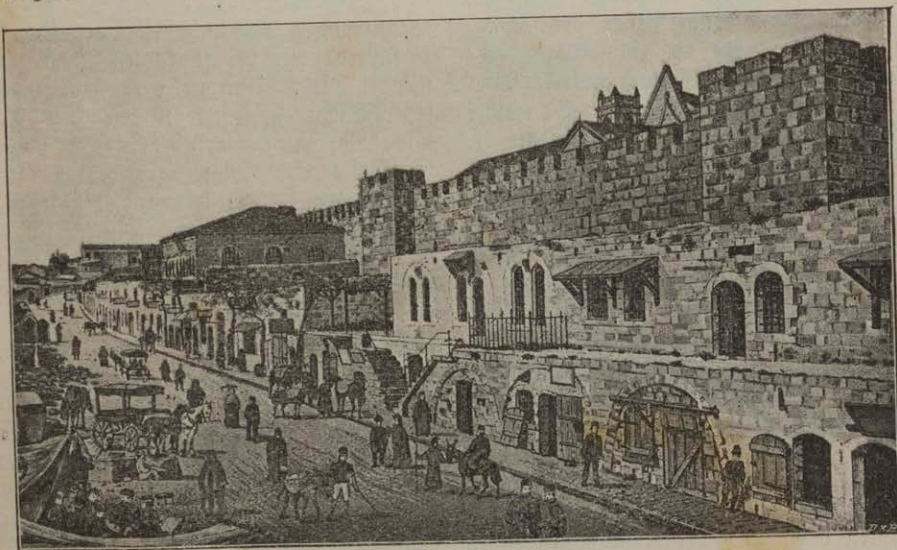
Und nach ihnen die große Menge des Volkes aus Dan und Manasse, die an dem Meere wohnten und in der Ebene. Sie alle zogen freudigen Herzens nach Jerusalem. Wenn sie dann der Gottesstadt ansichtig wurden, wenn die ersten Pilger Jerusalem erreichten, verkündeten schmetternde Schofartöne ihren Einzug. Die Priester, die Leviten und die Angesehenen Jerusalems waren schon dem Zuge entgegengegangen, um ihn nach der Stadt zu geleiten. Und an den Toren der Häuser standen die Handwerksleute mit ihrem Schurz, um die Brüder aus Saron zu begrüßen und zu sich ins Haus zu bitten. Das war damals ganz so und man denkt sich's recht gut, wenn man da mit der Eisenbahn fährt. Die Bahn steigt fortwährend. Hier beginnt das Gebirge Juda. Das ist nun heute recht eintönig und verlassen,

wüßt und öde auf beiden Seiten des Weges. Kein Baum und kein Haus. Nur da und dort eine Palme. Und einst war es ganz anders. Da breiteten sich die fetten Felder aus, da rauschten die dunklen Delbaumwälder und die Quelle rieselte aus dem Schoß der Berge hervor. Auf ihnen brannten wohl einst auch die Feuer, um weithin den „Rausch-Chaudesch“, den Neumond, zu verkünden. Und heute liegt alles so öde und verlassen da. Die Bahn hält jetzt an der Station Lydda. Dies hieß in alter Zeit Lud und dort war eine berühmte rabbinische Schule, als Jerusalem zerstört wurde. Wenn der Zug jetzt weiterfährt, wird es im Gebirge immer wilder und schroffer. Ein Berg erhebt sich hinter dem andern, wie wenn jeder größer erscheinen wollte als der andere. Hoch oben im Gebirge, wie in den Fels eingemauert, liegt Bethar. Dieser Ort ist aus der jüdischen Geschichte bekannt. Dort kämpften verzweifelt die Juden 3½ Jahre lang gegen die Römer unter Kaiser Hadrian, als sie ihr Land vom römischen Joch befreien wollten. Links oben im Berge gähnt ein tiefes, finsternes Loch. In dieser Höhle — so erzählt man — hat Simson, als er zu den Philistern nach Timnath ging, den Löwen getroffen, der ihm entgegenbrüllte. Dort „kam über ihn der Geist Gottes und er zerriß ihn, wie man ein Lämmlein zerreißt und nichts blieb in seiner Hand“. Auch das Feld, wo er die 300 Füchse fing und sie paarweise mit brennenden Fackeln nebeneinander band, um die Acker der Philister in Brand zu stecken, befindet sich hier. Und gleich daneben das Tal N'saim. Hier schlugen sich die Philister u. Israeliten ein- und mehrermals, hier besiegte David die philistäischen Feinde und vernichtete sie „von Gewa bis man nach Gezer kommt.“ Dies alles erzählen die Berge und die kahlen Hügel mit ihren verlassenem Terrassen und Weinfeltern. Wenn dann die Bahn den letzten Hügel hinauffährt, dann wird in unmittelbarer Nähe über dem Ginnom- und Kidrontal die alte, heilige Stadt sicht-

bar mit ihrem dunklen Gemäuer, den Zinnen und Türmen. Hier liegt es: Jerusalem, Jeruscholajim, Jsr. hakaudech, die heilige Gottesstadt! König David, der ein Held und Dichter zugleich war, hat es zur jüdischen Hauptstadt gemacht. Dort tronte sein weiser Sohn, Salomoh, der mit so klugem Sinn über die Menschen herrschte und die Sprache der Geister und Tiere verstand. Und viele andere Könige herrschten dort, bis der böse Feind die Stadt einst am 9. Tage des Monats Ab eroberte, sie von Grund auf zerstörte, den Tempel verbrannte und die Juden, wie ich es euch schon heute sagte, weit, weit hinaus verstieß. Heute ist Jerusalem längst nicht mehr so schön wie es einst gewesen ist, und nur wenig ist aus der alten Zeit übrig ge-

blieben. Das wollen wir jetzt ansehen. Merkt euch nur noch einiges über die Lage der Stadt! Diese liegt hoch im Gebirge auf den vier Gipfeln: Moria, Akra und Bethseda. Diese Berge sind von tiefen Tälern umschlossen, wie durch das Hinnom — Kidron — Joschafat — und Refaimtal. Hinter diesen Tälern erheben sich abermals Berge, z. B. der Delberg (Har Hasekim auf hebr.) und im Norden der Har Hazofim. Vom Norden her eroberten einst die Römer Jerusalem.

Die eigentliche Stadt ist heute von einer 12 m hohen Mauer umgeben, die 7 km im Umfange hat und etwa 34 kleine Türme trägt. Acht Tore führen von dieser Ringmauer hinaus, von denen besonders schön sind das Jaffator,



Das Jaffator und die Jaffastrasse in Jerusalem.

welches nach Jaffa führt, und das Damaskustor auf der Seite, wo man nach Damaskus zieht. Diese Mauer ist etwa 400 Jahre alt und stammt aus der Regierungszeit des Sultans Soliman, in den Fundamenten aber finden sich noch Steine aus der Zeit des Königs Salomoh. Innerhalb dieser Stadtmauer befindet sich die sogenannte „alte Stadt“. Hier wohnen die Menschen wie schon

seit langer Zeit nach den Religionen gesondert, also gibt es ein jüdisches Stadtviertel, ein mohammedanisches und ein christliches. Außerhalb dieser „alten Stadt“ befindet sich dann die „neue Stadt“. Denn seit 60 Jahren wandern viele Menschen, besonders Juden nach Jerusalem, als nun deshalb die „alte“ Stadt zu klein wurde, da baute man neue Stadtteile. (Fortsetzung folgt.)

Aus unserem Leserkreise.

Löbliche Redaktion!

Ich erlaube mir, Ihnen den beiliegenden Aufsatz über die Briefmarke, den ich selbst zusammengestellt habe, vorzuweisen, und es würde mich sehr freuen, wenn Sie ihn in Ihrem Blatte veröffentlichen würden. Ich bin bereits das vierte Jahr Abonnent.

Die Briefmarke.

Ein Kapitel aus der Kulturgeschichte.

Horch! Es klingelt! „Frik, gehe schauen, wer draußen ist!“ Es ist der Briefträger. Alle umringen ihn und wollen den Brief zuerst lesen. Niemand kümmert sich um die aufgeklebte rote 10 Hellermarkte.

Um das Jahr 1816 erfand der Buchhändler Galmers die aufklebbare gummierte Briefmarke. Rowland Hill, ein hervorragender Schriftsteller der damaligen Zeit, dachte an ein billiges einheitliches Porto und schlug auch die Vorausbezahlung desselben vor. Er mußte schwer kämpfen, aber am Ende siegte er. Im Jahre 1839 nahm in England das „Haus der Gemeinen“ (Das jetzige Unterhaus) die Vorschläge Hills und Galmers an, und bald erschienen englische Freimarken, aber in einer solchen Verfassung, vor der uns jetzt eine Gänsehaut über den Rücken liefte. Den Engländern kam die Sache anfangs ungemein komisch vor, die Witzbolde Londons hielten sich den Bauch vor Lachen und alle Witzblätter brachten Spottbilder von den allerdings sehr verunglückten Briefmarken. Die damaligen 1- und 2-Pennymarken zeigten das Bild der Königin Viktoria, Marken von 3 Penny an eine Zeichnung, welche den englischen Weltverkehr symbolisieren sollte. Obzwar die Zeichnungen der Marken vom berühmten Maler Mufreedy stammten, kamen sie bald in Verruf und niemand kaufte die Marken. Ja, damals wehrte man sich mit Händen und Füßen gegen eine Neuerung, die heute über den grünen Klee gelobt wird. Nur zögernd folgten die anderen Staaten dem Beispiele Englands; merkwürdigerweise trat zuerst Brasilien in die Schranken, worauf Finn-

land und Rußland folgten. Oesterreich brauchte 10 Jahre, um sich zu der neuen Postreform zu entschließen und sodann führten Bayern, Sachsen, Württemberg und alle jetzigen deutschen Bundesstaaten Freimarken ein. Schließlich bekamen alle Staaten Marken. Was die Farben anbelangt, — alle Farben der Palette müssen dazu herhalten —, sind diese meist waschecht, nur die schön gefärbten russischen und alten bayrischen Marken dürfen dem Wasser nicht zu nahekommen. Man druckt Marken schwarz auf farbigem oder bunt auf weißem Papier. In Deutschland druckt man die Postwertzeichen in der Reichsdruckerei und auch andere Staaten lassen ihre Marken in den Banknotenfabriken drucken, wobei ebenso große Geheimhaltung des Druckverfahrens wie bei Banknoten-Druck verwendet wird. Um zu verhindern, daß jeder Staat besondere Farbtöne für alle Marken hervorhebe, wurde vom Weltpostverein Markengrundtaxen bestimmt: grün (5 Heller), rot (10 Heller), blau (25 Heller). Auf den Marken findet man Abbildungen der Landesfürsten, von Posthörnern und Wappen; auch werden wie bei den amerikanischen Marken historische Geschehnisse verfinstlicht. Aegypten schmückt seine Marken mit Pyramide und Sphinx, Panama mit der Landkarte und Kap der guten Hoffnung mit Karawanen. Das Bunteste in dieser Art leistet Australien mit Sydney, Straußen auf dem Morgenspaziergang und der englischen Viktoria. Vor 40 Jahren fing man an Briefmarken zu sammeln und heute stehen dem Sammler eine Menge von Preiskatalogen, Büchern und Zeitschriften zur Verfügung. Heute hat beinahe jede Stadt ihre Briefmarkensammlung, aber die stolzeste kann das Haus Rothschild sein. Eines nennen, welches unter anderen kostbaren Marken auch ein Exemplar der weltberühmten Mauritius, die einen Wert von 26 000 Kronen hat, besitzt.

Mit Sammlergruß
Ernst Zucker, Sek. a. Gymn. in Pilsen.



Haus	בית	Tisch	שולחן
Zimmer	חדר	Bett	מטה
Hof	חצר	Feld	שדה
habe ich?	היש לי	Tag	יום

היש לך סוסים? היש לי־שני בתים? היש לו־ן נחצר? היש לה שפחה
נאמנה? היש לנו שולחן ומטה? היש לבם שדה גדול? היש להם ששה
חדרים? בקה ימים אתם פה? אנחנו פה יום אחד. אתם תלמיד חרוץ.
אנחנו אחים נאמנים.

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 3 lautet:

Der Herr ist reich und der Knecht ist arm. Der Knabe ist gesund und auch das Mädchen ist gesund. Ich bin beständig fleißig; auch sie ist fleißig. Der Knecht ist stark; auch die Magd ist stark. Die Kuh ist schwarz. Der Fürst ist reich und groß. Der Knabe ist gesund und schön. Das Kind ist noch klein.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 3:

Rebus: Rechabeam.

1. Tebet. — 2. Wagram. Agram. — 3. Nadel. — 4. Mohr.
Ohr. — 5. Trost. Rost.

Briefkasten.

J. B., Wien. Die Einsendung der erwähnten Arbeit wäre uns sehr lieb und käme uns gelegen. Die Belegexemplare folgen. — **Nach Verb6.** Alle Jahrgänge zu liefern sind wir leider nicht in der Lage. Etwa fünf Jahrgänge sind vollständig vergriffen. Dagegen sind XII. und XIII. in Prachteinband noch am Lager und einige von den früheren Jahrgängen, gut gebunden, noch vorrätig. Der etwaigen Bestellung bitten wir den einfallenden Betrag gleich beizulegen. — **S. v. in L.** Aufsätze aus unserem Leserkreise drucken wir, wenn sie gut sind, sehr gerne ab. — **M. u. S. v. in Am.** Es können nicht alle Rätsel gebracht werden. Sonst unseren besten Dank. — Behufs Markenaustausch wünscht Ernst Zucker, Gyrinasiast in Pilsen, Pragergasse (Böhmen), mit einem Studenten aus Sarajewo in Korrespondenz zu treten.

Rätsel.

Rebus:



Mit **a** ist es ein weites Land,
Heut' jedem Kind fast wohl bekannt.
Mit **o** ist's oft des Hauses Zier;
Auch im Theater findet's Ihr.

Wenn ihr bei folgenden Hauptwörtern den Anfangsbuchstaben vertauschet, so ergeben diese den Namen eines friedliebenden Herrschers:

Beule, Ost, Amme, Tee, Dunkel Band, Narbe, Habe, Engel,
Kessel, Wahl, Egel, Ader, Wonne, Fiel, Greis, Wandel.

A. Munk.

Mit **S** ist es eine stehende Flüssigkeit,
Mit **T** ein Getränk von Süß- oder Bitterkeit,
Mit **Al** ein Futter für Kuh und Schimmel,
Mit **Gehn** kommt es nur vom Himmel,
Mit **L** ist es die Schiffsseite abgewandt vom Wind,
Mit **F** eine Zauberin höherer Art für Groß und Kind.

Rosa und Hans Vertisch.

Der Sohn des Herrn Adolf Baron, Nathan, in Mähr.-Weiskirchen
feiert den 15. Feber פ'תצוה

בר מצוה

Wir gratulieren den Eltern sowie dem Sohn zu dieser Feier und wünschen
מזל טוב